

(Nachdruck verboten.)

20] Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

In Philipps Augen schimmerte es feucht. „Lernst sie Französisch auf eigene Hand? Thut sie's schon lange, Grannie?“

„Ja, recht lange, drei Jahre gewiß, oder richtiger noch, seit der arme Pete uns verließ. Und immer ist sie über den Büchern, Grammatiken, Lesebüchern und ich weiß nicht was noch.“

Cäsar mit dem Ohr an der Glaswand machte eine ungeduldige Bewegung, sie zum Schweigen zu bringen, Grannie aber fuhr fort: „Wozu nur die Leute überhaupt fremde Sprachen lernen. Es kommt doch keine dem Mankswann gleich an Deutlichkeit, sollt' ich meinen. Und lesen wir nicht, daß, als der Herr den Noah und seine ungehorsamen Söhne und Enkel in Verwirrung bringen wollte, weil sie den Turm von Babel bestiegen hatten, er sie verschiedene Sprachen sprechen ließ?“

Philipps Augen schwammen in Thränen, und unbemerkt drückte er das Buch an seine Lippen. Er hatte das Geheimnis erraten. Das Mädchen suchte seiner würdig zu werden.

Räthe kam jetzt in dem dunklen Anzug mit weißem Stragen herunter, den sie am Sonntagabend getragen. Als sie sah, wie Philipp das Buch wieder hinlegte, senkte sie den Kopf und erröthete, nahm dann den Band und brachte ihn heimlich auf die Seite. Cäsars Neugierde überwand jetzt alle Bedenken; er wagte sich hinaus in die Schänkstube, Grannie ging zwischen dem Zählisch und den Fischern ab und zu, Ranchs Holzpantoffeln klapperten nach der Milchammer und wieder zurück — Räthe und Philipp blieben allein.

„Sie hatten neulich abends doch unrecht,“ sagte sie. „Ich habe nochmals darüber nachgedacht, und Sie hatten ganz und gar unrecht.“

„So?“

„Wenn ein Mann eine Frau heiratet, die unter ihm steht, so läßt er sich zu ihr herab, und das heißt sie bemitleiden; sie bemitleiden aber heißt sich ihrer schämen, und wenn er sich ihrer schämt, müßte es sie töten. Also haben Sie unrecht.“

„Wirklich?“ fragte Philipp.

„Ja,“ sagte Räthe. „Doch wissen Sie, wie es eigentlich sein müßte? Die Frau sollte unter ihrem Stande, der Mann aber über dem seinigen heiraten. In dem Maße, wie sich die Frau dann herabläßt, würde der Mann emporsteigen, und so — verstehen Sie wohl?“

Sie stockte und hielt inne. „Ist das nicht Unsinn, Räthe, was Sie da reden?“ fragte Philipp.

„Wieso?“

Räthe schmolte über die Zurechtweisung, als ob sie ärgerlich wäre, ihre Augen aber strahlten.

„Es giebt weder ein Ueber noch ein Unter, wo wirkliche Liebe ist,“ sagte Philipp. „Wenn einer ein Mädchen recht liebt, und sie ihm notwendig zum Leben ist, so beweist das ihre natürliche Gleichheit.“

„Sie meinen,“ sagte Räthe und versuchte eine ernste Miene beizubehalten. „Sie meinen, wenn eine Frau jemand angehört, den sie lieb hat, und jemand ihr ebenso angehört — so macht sie das einander gleich und alles andre kommt nicht in Betracht — wie?“

„Warum nicht?“ fragte Philipp.

Es war Musik für ihr Ohr, doch schüttelte sie feierlich den Kopf und sagt: „Ich bin gewiß, daß Sie unrecht haben, Philipp. Es kann nicht so sein. Ja wirklich, ich bleibe dabei. Aber es führt ja zu nichts, darüber zu streiten. Nicht mit Ihnen wenigstens. Nur...“

Die Liebe jubelte in ihrem Herzen wie vielstimmiger Vogelgesang, so laut, daß sie nichts mehr sagen konnte, und der unwillkürliche Mann behielt recht. Nach einem Weilchen steckte sie etwas ins Feuer.

„Was war das?“ fragte Philipp.

„O nichts,“ antwortete sie.

Es war das französische Buch.

XVI.

Philipp ging nach Hause, mit großem Gedanken über das Geschick seines Vaters. Am Abend sagte er zu Tante Nan: „Tante, warum ging denn der Vater nicht fort, als er die Flut so stark gegen sich heranströmen sah?“

„Er wollte es immer, aber konnte es nicht,“ erwiderte Tante Nan. „Eine Frau ist nicht so schnell bereit wie ein Mann, ihr Zelt heute hier, morgen da aufzuschlagen. Wir gleichen mehr den Raketen, lieber Junge, wir kleben an dem Ort, an den wir gewöhnt sind, wären es auch nur die Trümmer verfallener Mauern. Deine Mutter war auf der Insel Nan nicht glücklich, weigerte sich aber doch, sie zu verlassen. Dein Vater wollte nicht ohne sie gehen, und dann war doch auch das Kind da. Dein Vater mußte hier bleiben in Wohl und Beh, in Tod und Leben. Als er sein Weib heiratete, schmiedete er sich die Kette, die ihn an die Insel fesselte wie an einen Felsen.“

„Das würde denn doch mit Räthe anders sein,“ dachte Philipp. „Aber schöpfte die Tante wohl Verdacht? Hatte ihr jemand etwas gesagt? Wollte sie ihn warnen?“ Am Sonntagabend, beim Nachhauseweg aus der Kirche, sprach sie wieder von seinem Vater.

„Er sah es zu guter Letzt noch ein, daß es nicht nur seine eigne Angelegenheit war,“ sagte sie. „Es war in der Nacht, da er starb. Deine Mutter war unwohl und Vater hatte nach mir geschickt. Es war eine dunkle Nacht und spät, sehr spät, und sie brachten mich mit einer Laterne den Berg von Lenaike herunter. Der Vater ging seinem Ende entgegen, doch wollte er aufstehen. Wir waren allein beieinander, er und ich; nur Du warst noch da, aber Du schließt in Deinem Bettchen am Fenster. Er schwankte gerade drauf los, und es gelang ihm mit Hilfe der Vorhänge, an denen er sich festhielt, niederzuknien. „Hoch,“ sagte er und versuchte zu flüstern, ob schon er's nicht konnte, weil es in seiner armen Brust röhre röchelte. Du schnappest im Schlafe nach Luft, als ob Du schluchztest. „Armer, kleiner Kerl, er träumt,“ sagte ich, „laß mich ihn auf die Seite legen.“ „Es hat einen andren Grund,“ sagte Vater, er war bekümmert, als er schlafen ging.“

„Ich erinnere mich daran, Tante,“ sagte Philipp. „Vielleicht hatte der Vater versucht, mir noch ein paar Worte zu sagen.“

„Mein Kind, mein Sohn, vergieb mir, ich habe mich an Dir versündigt,“ ächzte er und suchte über das Gitter des Bettchens hinweg Dir die Lippen auf die Sterne zu drücken; aber sein armer Kopf schwankte wie schlagtrübig hin und her und stieß auf Dein Gesichtchen nieder. Ich erinnere mich, daß Du Dir die Nase mit der kleinen Faust riebst, aber Du wachtest nicht auf. Dann half ich ihm wieder zurück ins Bett, und der Tisch mit den Medizingläsern klirrte, weil die Hand, mit der er sich daran festhielt, so stark zitterte. „Es ist finster, ganz finster, Nannie,“ sagte er, „gewiß wird ein Engel mir Licht bringen“; ich war einfältig genug, zu denken, er meinte die Lampe, denn sie war am Verlöschen, und ich zündete ein Licht an.“

Die Woche hindurch war Philipp bei der Arbeit zu Mute, als schwebte der Geist seines Vaters über ihm — er warnte ihn, wenn er wach war, mit stehenden Worten der Liebe, und wenn er schlief, scharie er ihm im Zorn mit befehlendem Tone zu: „Zurück! Du stehst am Rande des Abgrundes.“

Gleichwohl empörte sich seine Seele gegen diesen Bund mit dem Vergangenen und dem Toten. Er war auf Eitelkeit, auf das Begehren nach Ruhm und Erfolg gegründet. Ein Mann braucht nur der Welt und allem zu entsagen, was die Welt geben kann, so kann er treu gegen sich selbst, treu den Trieben seines Herzens, seiner Ehre und seiner Liebe sein. Philipp wollte nicht mehr überlegen. Er verachtete sich, weil er das Für und Wider überhaupt noch erwogener hatte. Wenn ihm nur die Wahl blieb zwischen der Welt und Räthe — so mochte die Welt zum Rückzug gehen.

XVII.

Sonabendnachmittag ging Philipp nach Peel. Es war ein herrlicher Tag, die Sonne schien und das Wasser der Bucht lag blau, glatt und ruhig da. Es war Ebbezeit, der wasserleere Hafen wimmelte von Schmaden mit herabhängenden

Segeln, die bis zu den Mastspitzen hinauf Reihen von Netzen und Leinen voll Schwimmblasen trugen. Ein Flug Seemöven fischte im Schlamm und wirbelte mit Gekreisch zwischen den braunen Booten hindurch. Auf den Trümmern des alten Schlosses wehte eine Flagge, die Kirchenglocken läuteten und die Hafenmeister hatten sich in ihren besten blauen Uniformen mit goldenen Knöpfen auf die Beine gemacht.

Auf dem Turnierplatz des Schlosses standen die Fischer, sechshundert Mann stark, beisammen. Es waren auch Leute mit Schleppnetzen darunter, manfische, irische und englische, die lauend durch die Menge schweiften, um Brocken des Geschwäzes aufzufangen, wie der Boden ihrer Boote die herunterfallenden kleinen Fische. Gelegentlich wurden sie von den Heringsfischern bemerkt, und dann gab es heftige Worte und Schlägereien.

„Habt Euch von Port le Murrey rund herum geschlichen, Dan?“ — „Dachte, ich wollte mir heute Peel ansehen.“ — „Schlecht für Eure Gesichtsfarbe, sie dürfte wahrhaftig leicht rot werden.“ — „Wißt sie mir blutig schlagen — he? Möchte das doch einmal sehen. Würd'st 'nen Union-Jack**), so groß wie ein Bratrost, ins Gesicht gehauen kriegen.“

Jetzt kam der Gouverneur, ein ältlicher Herr mit einer Adlernase und Blatternarben, dessen Aeußeres Furcht einflößte. Philipp stellte die Fischer vor und begründete ihre Beschwerde. Das Fangen mit Schleppnetzen vernichtete die unreife Brut und trüge daher zum Niedergang der Fischerei bei. Sie bäten um die Ermächtigung, solchem Fang in den Buchten der Insel und auf drei Meilen im Umkreis der Küste Einhalt zu thun.

„Dann setzen Sie mir einen Entwurf zu einem Gesetze über den Gegenstand auf, Mr. Christian,“ sagte der Gouverneur, und die Zusammenkunft endete mit Hurrarufen für Seine Excellenz, mit Beifallsklatschen für Philipp und mit verächtlichem Murren von seiten der Schleppnetzfischer. „Dachte nicht, daß wir einen Mann auf der Insel hätten, der so sprechen könnte.“ — „Freilich, Euer Schoßkind ist ja durch die gelehrte Schule gelaufen.“ „Ich würde an Eurer Stelle auf dem kürzesten Weg wieder nach Hause gehen, Dan.“ — „Trint' mir noch mehr, und Du wirst selber zum Bierfaß.“

Philipp eilte eben unter dem schadhaften Fallgatter aus dem Schlosshof hinaus, als sich eine Abordnung der Fischer ihm näherte. „Was schulden wir Ihnen, Mr. Christian?“ fragte ihr Sprecher.

„Nichts,“ antwortete Philipp.

„Wir danken Ihnen, Herr, und Sie sollen später noch von uns hören. Inzwischen ein Wort, wenn's gefällig ist, Herr.“

„Was giebt's, Ihr Leute?“

„Wenn ein junger Mann so sprechen kann wie Sie, dann ist's eine Gabe, Herr, die ihm zu irgend einem Zweck anvertraut wurde. Die alte Insel bedarf fürchtbar notwendig eines tüchtigen Mannes, und sie hat so etwas seit den Tagen Ihres Großvaters nicht gesehen. Guten Abend und besten Dank — guten Abend.“

Damit entließen ihn die derben Gesellen an den Stufen zur Fähre und er eilte nach dem Marktplatz, wo er sein Pferd eingestellt hatte. Als er abgestiegen war, hatte er Cäsars Sig im Hofe gesehen. Das Fuhrwerk war jetzt fort, und ohne weiter danach zu fragen, schwang er sich in den Bügel und schlug den Weg nach Ramsley ein.

Er wählte die alte Straße längs der Klippen, und wie er so leicht dahin galoppierte, jammte er vor sich hin und pfiß und sang und hieb nach den Zweigen der Bäume, um nicht ins Denken zu verfallen. Von der Spitze des Hügels aus sah er den Sig in der Ferne vor sich, und in Port Lady hatte er ihn bereits eingeholt. Rätthe fuhr, und Cäsar saß schläfrig nickend da.

„Sie haben einen großen Tag gehabt, Mr. Christian,“ sagte Cäsar, „Wollte, daß ich dasselbe von mir sagen könnte. Aber das Herz des Menschen ist trügerisch, und verzweifelt leichtfertig. Ich bin nicht einer, der die Leute wegen Trinkschulden im Schlosse ins Gefängnis wirft oder sie abhält, in See zu gehen, und sie machen sich das zu nuzke. Nicht einen Penny habe ich heute bekommen, obschon man mir manchen goldenen Sovereign schuldet. Wenn ich wie andre wäre — das ist zum Beispiel Tom Raby von Glen Meay. Der begegnete gestern

Dan, dem Späher, der gerade aus der Versammlung des Mäßigkeitsvereins kam. „Das Gelübde abgelegt, Dan?“ fragte er ihn. „Ja“, erwiderte Dan. „Erfreut, es zu hören, kommt herein, ich will Euch ein Glas guten Rum dafür geben.“ Und Dan nahm den Rum zum Lohn dafür, daß er das Gelübde abgelegt hatte, und war diesen Morgen im Schlosse stiermäßig betrunken.“

Philipp hörte das alles mit an, während er weiter ritt, und ein halb schwermütiger, halb spöttischer Ausdruck flog über sein Gesicht. Er dachte an seinen Großvater, den alten eisernen Christian, der ein Verwandter des Vaters seiner Mutter, des Kapitäns Billy Ballure geworden war; an das seine, vornehme Wesen der Tante Nan und die salbungsvolle Gemeinheit von Rätthens Vater.

Cäsar knurrte sich schließlich in den Schlaf und Philipp war nun mit dem Mädchen allein und ritt auf ihrer Seite neben dem Sig. Sie war anfangs still, aber ein fröhliches Lächeln leuchtete in ihrem Gesichte auf.

„Ich war auch 'auf dem Schlosse,“ sagte sie dann mit stolzer Miene.

Die Sonne ging hinter ihnen auf dem Meere unter und warf dunkle Schatten vor sie hin auf die Straße; die Dämmerung nahm zu, die Nacht brach herein, der Mond ging auf, und die Sterne wurden sichtbar. Sie konnten den Guftritt ihrer Pferde hören, das Rollen der Wagenräder, den donnernden Anprall des Meeres zu ihrer Linken und das Geschrei der Seevögel, das vom Felsufer heraufkante. Die Lieblichkeit der warmen Herbstnacht nahm heimlich Rätthens Sinne gefangen und brachte ihr fröhliches Geplauder in Fluß.

„Ich kann im Dunkeln erkennen, woher alle Töne kommen, die man im Freien hört. Wohl beim Mondlicht? Nein, doch mit geschlossenen Augen, wenn Sie wollen. Nun, stellen Sie mich einmal auf die Probe.“ Sie schloß die Augen und fuhr fort: „Hören Sie das — es klingt, als ob leichte Regentropfen fallen — das ist Hafer, der fast zur Ernte reif ist. Nun, und das, dieses Trippel-Trappel, wie Schafe, die auf der Straße vorübergehen? Das ist Weizen, der geschnitten werden kann. Und jetzt, das Whiß, Whiß, Whiß? Das ist Gerste.“ Sie öffnete die Augen. „Meinen Sie nicht, daß ich sehr klug bin?“

Philipp spürte Lust, sich über das Rad zu beugen und den Arm um den Nacken des Mädchens zu schlingen.

„Nehmen Sie sich in acht!“ rief sie fröhlich. „Ihr Pferd wird noch scheu werden.“

Er sah ihr ins Gesicht, das im hellen Mondschein erglänzte.

„Wie heiter und glücklich Sie aussehen, Rätthe,“ sagte er mit einem leisen Schauer und legte die Hand auf das Geländer des Sigs.

Ihre Augenlider bebten, ihr Mund zuckte, und sie antwortete lustig: „Warum auch nicht? Sind Sie nicht auch vergnügt? Sie sollten es doch ganz gewiß sein. Wie herrlich ist es, Erfolg zu haben. Es bringt so viel Schönes mit sich — neue Dinge zu sehen, neue Häuser zu besuchen, neue Vergnügungen, neue Fremde —“

Bei dem letzten Wort brach sie plötzlich mit nervösem Lachen ab, und er entgegnete mit unsicherer Stimme. „Das mag für die große Welt drüben wahr sein, Rätthe, aber nicht für unsre kleine Insel. Hier Erfolg zu haben, kommt mir so vor, als ob man den Turm von Schloß Rusken besteigt und auf den Steinstufen folgt jemand, der die Thüren hinter einem verschließt. Mit jedem Stockwerk wird der Raum enger, bis man zuletzt auf der Spitze nur noch Platz für sich allein hat. Wenn man von da je wieder herabkommen sollte, bliebe nur ein Weg übrig — man müßte sich mit einem Krach über die Zinnen stürzen.“

Sie blickte schreckensbleich zu ihm auf; auch seine weit geöffneten Augen waren voll Unruhe. Als sie jetzt durch Kirk Michael am Hause des Deemsters vorbei kamen, der krank war, zogen beide den Bügel an und fielen in einen langsameren Schritt. Die Alazien im Garten fuhren mit ihren Nesten wie mit Schwertern durch die Nachtluft, und dahinter stand eine Windmühle, die gegen den Mond wie eine riesige Fledermaus aussah. Der schwarze Schatten der Pferde ging ihnen zur Seite.

„Fühlen Sie sich einsam heut nacht, Philipp?“

„Ich fühle . . .“

„Nun?“

„Mir ist als ob die Toten und die Lebenden, die Lebenden und die Toten — o Rätthe, Rätthe — ich weiß nicht, was ich fühle.“

*) Abkürzung von Daniel.

***) Die aus der Vereinigung der drei Kreuze, des St. Georgs, St. Andreas und St. Patrickreuzes, bestehende Flagge.

Sie legte ihre Hand heftosend auf die seine. „Nur unverzagt,“ sagte sie sanft. „Ich werde Ihnen zur Seite stehen. Sie sollen nicht allein sein.“

XVIII.

Es war Mittag um diese Zeit auf den tropischen Meeren; den Horizont umzogen blutrote Wolken und Dünste von erstickender Hitze. Ein Dampfschiff rollte auf hochgehender See unter Stosswinden dahin, die so heiß einherkamen wie die Glut aus einem offenen Feuerofen. In der Kajüte lag ein Mann in einer Atmosphäre von Fieber, widerlichem Geruch von Verbänden und verbrauchter Luft. Durch das Röcheln der Maschine und das Rasseln der Steute am Steueruder hindurch hörte er einen Schritt an seiner offenen Thüre vorübergehen, und er rief mit einer Stimme, die zwar schwach, aber doch heiter, fast fröhlich klang, obgleich der arme Bursche so heimwehkrank war:

„Wie viele Tage noch von der Heimat, Maschinist?“

„Nicht mehr als zwanzig.“

„Mehr Dampf, Maat, mehr Dampf! Wolke, daß ich unten für Euch, wie verrückt, treiben und schüren könnte.“

Beim Rollen des Schiffes schoß der grüne Widerschein des Wassers und die rote Glut am Himmel abwechselnd durch die Luken und beleuchtete die Lagerstätte wie ein plötzlicher Feuerchein eine Leichenhalle.

„Fragen Sie doch die Burschen, ob sie mich aufs Deck tragen wollen, damit ich nur einen Atemzug frische Luft schnappen kann.“

Die Matrosen kamen und trugen ihn hinauf. „Was thäte man einem solchen Burschen nicht zuliebe.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Der Secessionist und das Modell. Die Wiener „Neue Freie Presse“ erzählt: Der Himmel glühte schon abendlich rot vom Widerschein der untergehenden Sonne, als gravitatisch über die rote Porphyrtreppe der Secession ein Mann in gelben Schuhen herunterstieg, der zum eingedrücktsten Pflücht einen weiten Rabmantel trug, den er nach Art italienischer Junggefallen aus dem Volle über die Schulter geschlagen hatte, wobei ein breiter Streifen des Futters zum Vorschein kam. Der Mann hatte aber gar kein italienisches Aussehen, sondern war blond und blauäugig, hatte rote Wangen und einen rötlichen Spitzbart. Der Mantel war auch nicht mit trapprottem Tuch gefüttert, wie ein italienischer Mantel sein soll, sondern mit secessionistisch kränklichen, blauem Plüsch, und sein Träger hatte ihn auch nicht über die linke Schulter geschlagen, sondern über die rechte, so daß er den Faltenwurf nur dann eigenhändig besorgt haben konnte, wenn er ein ausgeprochenes Linkshänder ist. Als er die Straße erreichte, betrachtete ihn jeder Vorübergehende, zuerst von vorne, dann von rückwärts, man schien sich an ihm nicht sattsehen zu können. Plötzlich bog um die Ecke, welche das Löwengeparr des Marc Anton beherrscht, eine imposante Frauengestalt, in rotem Rod, mit der vielfärbig gestreiften Schürze, dem Wieder und dem Kopfstiche der Trasteverina. Kein Zweifel — ein italienisches Modell aus der benachbarten Akademie. Den Mann im blaugefütterten Mantel sehen und ihn ansprechen, war für die Römerin eins. „Mi faccia la grazia di dirmi per dove si va in piazza San Carlo?“ fragte sie mit der bocca romana, wenn auch nicht gerade in der lingua toscana. Der genial gekleidete Secessionist starrte sie aber stumm an — er hatte sie nicht verstanden. Sein stumpfer Blick reizte die Italienerin, sie begann wieder: „Allora perché —“, dann besann sie sich und rief laut genug, daß es die Umstehenden hören konnten: „Zu was jagst's Ihua denn an wie a Pifferaro, wann's nei amal Italienisch können?“ Das verstand der Mann, aber er konnte nicht antworten — die rechte Römerin war im Lauffschritt davon. Was das nicht merkwürdig? Das italienische Modell hat in Wien Urvienerisch reden gelernt — der italienisch angezogene Maler versteht kein Wort Italienisch. Das Beste an der Geschichte ist aber, daß sie — buchstäblich wahr ist. —

Französischer Käse. Man unterscheidet, so schreiben die in Hamburg erscheinenden „Nachrichten über Handel und Industrie“ in Frankreich nicht weniger als 250 verschiedene Sorten von französischem Käse. Jedes Departement im Westen oder im Süden produziert Käse mit einem besonderen Namen, dessen Geschmack und Herstellungsweise in jedem Kreise, ja sogar in jeder Gemeinde verschieden sind. Der französische Gruyèrekäse wird in Burgund, der Franche-Comté und dem Dauphiné hergestellt; von dem Montdorekäse (einer Art Ziegenkäse) giebt es zahlreiche verschiedene Sorten. Der Roquefort wird in der mannigfaltigsten Weise in den Gegenden nachgeahmt, welche um das Departement Aveyron liegen, das das Originalrezept besitzt. Die Normandie, Poitou und die Auvergne streiten sich um die

Originalität verschiedener Käseorten ähnlicher Marke. Die hauptsächlichsten französischen Käseorten sind der Brie, der Camembert, der Roquefort und der Pont-l'Évêque-Käse. Der Camembert geht bis nach Persien, der Pont-l'Évêque-Käse ist vorzugsweise jenseits des Rheins und des Rermellanales, und der Brie Käse wird sogar nach Brasilien ausgeführt. In New York ist der Brie von allen ausländischen Käsen der begehrteste. Der große Brie Käse-Markt findet in Meaux jeden Sonnabend statt; dort werden alsdann — in der Hauptsaison — 1500 bis 1800 Dugend verkauft. Man stellt ihn in drei Größen her, die großen Stücke mit einem Durchmesser von 45, die mittleren von 30 bis 35 und die kleinen mit einem solchen von 20 bis 25 Centimeter. In Meaux wird er dugendweise, in Paris zu je 10 Stück verkauft. Die großen Stücke kosten 90 bis 100 Franken das Dugend, diese werden hauptsächlich von den großen Hotels und Gastwirten in Paris gekauft und kommen nur selten in die Markthallen. Die gangbarste Größe des Brie Käses wird mit 35 bis 70 Franken bezahlt, wobei die Kleinhändler 15 bis 20 Franken am Dugend verdienen. Der Camembert stammt aus der Normandie. Die beste Sorte wird im Departement Orne hergestellt, und zwar in einer Gemeinde, die den Namen des Käses trägt. Der echte Roquefort gelangt aus Aveyron in Stücken von 3 bis 4 Kilogramm und in einer Hülle von Staniol auf den Markt. Der beste Roquefort besteht aus einer Mischung von Ziegen- und erhitze Schafmilch. Der Centner Käse kostet dem Fabrikanten 30 Franken; verkauft wird er auf den Märkten mit 65 bis 72 Franken. Der Pont-l'Évêque ist normannischer Herkunft; er wird in plastersteinähnlichen Stücken verkauft und infolge dessen auch „pavé“ genannt. —

Litterarisches.

e. k. Paul Mahn: „Kreuzfahrt. Glossen an den Rand eines Lebens.“ Berlin. F. Fontane u. Co. — Aller Aphorismus ist nichts, wo es sich um ein Kunstwerk handelt. Und Aphorismen sind es, die Mahn zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen jugendlichen Stimmungen, erträumten Dingen und Verhältnissen, oder gar aus bewußten Absichten, Voraussetzungen niedergeschrieben, hier nach einem gewissen logischen Plan nebeneinander gestellt hat. Es soll ein „Leben“ sein, was er zu uns sprechen läßt, und ist es nicht. Novellistische Motive werden angeschlagen und gelangen nicht zur Reife. Sterne läßt er aufleuchten, und sie zerplagen gleich Feuerwerkskörpern. Töne schlägt er an, und sie schließen sich zu keiner Melodie. „Tiefinnig“ strebt der Autor zu scheinen, und Gassenweisheiten oder Dünkelwahrheiten sind es, wie ein „geistreicher“ Feuilletonist sie gemeinlich zu Tage fördert. Wenn Nietzsche nie seinen „Zarathustra“ geschrieben hätte, wenn Maeterling nicht wäre mit seiner intimen Stimmungsmache — wo blieben dann unsere deutschen Nachbeter? Und wenn Bismarck, der angehimmelte „Säularnenisch“ nicht wäre! Hier kritische Anbetung, dort bewußte künstlerische Aefferei. Hier weibliche Passivität, dort brutales Gewaltmenschenium. Und über solche Kontraste bauen sich die Allerjüngsten ihre Brücke, die auf den rasch zerplatzenden Seifenblasen kleiner und kleinster Gefühlschen ruht; und auf diesem Gebilde führen sie die magern Nöflein ihrer winzigen windigen Gedanklein spazieren. In der trocken, nüchternen, vom Vacillus des beamteten Censurgeistes infizierten Luft preukischer Berlinerei! Und dazu der verzierte Hymnus auf Berlin, als das „Herz der Herzen“. O gewiß, es mag ja ein Vergnügen für geschäftstüchtiges Mammonenvolk sein, zu beobachten, wie das arbeitende bespülte Groß sich plagt und radert. Aber wo und wann hätten die Künste und Künsten ein Weibens gefunden im dröhnenden Paradeschritt und Kasernenton? Nein, die Heimstätte wahrer Kunst wird man wo anders zu suchen haben: — dort, wo Freiheit und herzwarmer Menschlichkeit auf der Gasse tanzen! —

Musik.

Die „Freie Volksbühne“ hat einen weiteren Schritt auf dem Wege gethan, nicht nur Volksumterhaltung und Volksbelehrung, sondern auch künstlerische Volkserhebung darzubieten. Sie vereinbarte mit der vertrauenswürdigen Norwiz-Oper die Aufführung dreier Opern: Mozarts „Don Juan“ und „Zauberflöte“ und Bizets „Carmen“. Diese Wahl enthält kein minderwertiges Stück und hing wohl ganz von dem ab, was im Norwiz-Repertoire vorhanden war; sonst würde über sie noch ein Wort zu sprechen sein. Nun ging die Leitung der „Freien“ von der Einsicht aus, daß ein in musikalischen Dingen noch nicht routiniertes Publikum die Darbietungen wohl nur dann recht würdigen wird, wenn sie ihm durch Erläuterungen verständlich gemacht werden. Sie fügte deshalb ihren beamteten grünen Heftchen ausführliche Hinweise auf das Ganze und Einzelne ein, die insbesondere die Textbücher ersetzen sollen. Man mag die vorliegenden Hinweise vielleicht anders wünschen, etwa knapper oder ausführlicher; jedenfalls ist hier ein richtiger Weg beschritten, auf dem sich noch viel machen läßt.

Nun leiden solche Einzelbeschreibungen von Opern leicht darunter, daß die tatsächliche Aufführung von der dort vorausgesetzten Anordnung abweicht. Bei der sonntägigen „Don Juan“-Vorstellung im Metropol-Theater war dies an mehreren Punkten der Fall. Daran trug aber nicht die streng nach den maßgebenden Vorlagen gearbeitete Inhaltsangabe, sondern die Opernleitung schuld, die manche fast unbegreiflichen Umstellungen und Weglassungen verbrach. Es wäre gut, wenn sie nächstens entweder sich an diese Inhaltsangaben hielt oder sich mit der „Freien“ bei Zeiten verständigte.

Es handelte sich hier aber nicht bloß um gelegentliche Abweichungen, sondern um mehr. Wir müssen es trotz aller Gründe, die für eine große Rücksicht sprechen, und herausagen: die Aufführung war nicht so, wie sie dem Können der Morwig-Oper, und noch weniger so, wie sie der Würde der „Freien Volksbühne“ und ihres Publikums entspricht. Es war eine schlecht vorbereitete, mit manchen unbewährten Versuchskräften arbeitende Nachmittagsvorstellung. Wir verwahren uns dagegen, daß dieses Publikum als eines von zweiter Güte betrachtet würde, statt als eines, dem nur das Beste gut genug sein soll. Fehlen die Mittel, um eine Oper getreu aufzuführen, so lasse man die Sache lieber ganz bleiben, indem man der „Freien“ gleich anfangs sage: „Wir können nicht“. Allein eine Don Juan-Aufführung, bei der zum Beispiel in beiden Finalen die Bühnenorchester einfach fehlen, ist kein „Don Juan“ mehr. Nimm aufzuzählen sind die verschiedentlichen Plumpheiten in Dekoration, Beleuchtung, Regie; die Mandoline zu Don Juans Ständchen war wieder durch eine Geige ersetzt. In Einem freilich verdient die Opernleitung unsere lebhafteste Anerkennung: sie führte statt der Sprechdialoge wieder die vorgeschriebene „Secco-Recitation“ ein, vom Kapellmeister Julius Wolff, dem freilich sonst wenig nachzurühmen war, auf dem Klavier begleitet.

Und nun der Gesang! Herr Josef Fanta ist uns als ein tüchtiger Sänger und Spieler bekannt, wie man ihn bei zahlreichen Aufgaben gut brauchen kann; ein Don Juan ist er nicht, und dem Mangel an Animo im Ganzen half auch er nicht ab. Dazu litten anscheinend einige der übrigen Gesangskräfte unter Indisposition, vielleicht vom Wetter her. Die Wäse waren nicht übel: Karl Reugebauer, der als Gouverneur mehr „steinern“ sein sollte, Ludwig Frank, der als Leporello doch noch mehr Humor brauchen könnte, und Theodor Raven, der den Masetto recht sympathisch gab. Der Tenor Joseph Hildebrandt brachte die schwierige Aufgabe zu stande, aus der Jammergestalt des Ottavio eine vornehme Erscheinung zu machen. Von den Frauen war am besten die „hochdramatische“, Margarete König als Donna Anna. Dagegen waren Gertrud Careni als Elvira und Lili Hungar als Zerline anscheinend für diese Aufführung als Probelanddattinnen herangestellt. Erstere wird gut thun, entweder ihre Stimme entwickeln zu lassen oder (trotz der Entschuldigungen, die sich aus einer Indisposition ergab) weiteres bleiben zu lassen. Letztere singt etwas besser, aber grob; grob war auch ihre Behandlung ihrer ganz eigens zarten und lieblichen Rolle, und unvorteilhaft ihre Haltung des Kreuzers.

Doch mit Mut und Respekt — Mut des Publikums, und Respekt der Opernleitung vor ihrer Ehrenaufgabe! —

Archäologisches.

— Griechische Trinkhörner. Seit dem Beginn der Anlage des Kriegshafens häufen sich in der Stadt Tarent die Funde von griechischen Gräbern, in denen sich zahlreiche Terrakotten, aber auch wertvolle Erzeugnisse der griechischen Metallkunst gefunden haben. Aus dem Schatz von Silbergeräten, der dort wieder an das Tageslicht kam, ist im Wege des Kunsthandels ein besonders kostbares Stück zusammen mit 1600 Terrakotten und andern Gegenständen in das Museum von Triest gelangt. Es ist ein silbernes Nymphenhorn, etwa 19 Centimeter hoch und 11 Centimeter im Durchmesser. Das Kunstwerk ist aus dünnem Silberblech getrieben und sorgfältig nachgezeichnet. Es läuft aus in den Kopf eines jungen Hirsches, dessen Ohren ebenso wie Henkel und Mündung angebracht sind. Unter dem Maule befindet sich eine kleine Oeffnung, aus welcher der Wein getrunken wurde. Denn wir besitzen eine Schilderung aus dem Altertum, daß man aus den Trinkhörnern den Wein wie aus einer Quelle springen ließ und unten trank, nicht oben an der breiten Mündung. Einen besonderen Schmuck besitzt das Horn noch in einem Relief am Rücken über dem Tierkopf, das eine Scene aus dem Götterleben, vielleicht Zeus oder Hera, darstellt. Die Arbeit des Werkes ist sehr schön und der Stil sicher attisch, so daß es etwa im vierten Jahrhundert vor Christus von Athen nach Tarent gebracht worden ist. Von ähnlich kostbarer Ausführung in Silber sind noch zwei andre Trinkhörner gefunden worden. Das eine stammt aus Grabungen bei Sterchi und ist jetzt in der Eremitage zu Petersburg. Es stellt ein Stierkalb mit noch lehmenden Hörnern dar, dessen Augen mit Perlmutter ausgelegt sind. Ein Relief, Telephos an dem Hausaltar des Agamemnon stehend,ziert den Rücken des Horns. Das andre Exemplar im Museum zu Sofia ist ein Rehkopf, auch geschmückt mit einem schönen Relief, einem bacchischen Zug mit Satyrn und andren Gestalten. („Römische Zeitung“.)

Technisches.

— Ueber die Verwendung der Aluminium-Druckplatte bei der Kartenerzeugung bringt der neu erschienene XX. Band der „Mitteilungen des I. u. L. militärgeographischen Instituts in Wien“ aus der Feder des Leiters der technischen Gruppe dieses Instituts, Oberst v. Hübl, einige bemerkenswerte Angaben. Es ist bekannt, daß die überschwänglichen Hoffnungen, die man auf das Aluminium setzte, als es gelungen war, das Metall auf dem billigen elektrischen Wege herzustellen, nur zum kleinsten Teil in Erfüllung gegangen sind, und daß es mit den alten

technischen Gebrauchsmetallen nicht zu wetteifern vermag. Wo es in der Industrie heute eine ausgedehntere Verwendung findet, sind neben dem geringen Gewicht auch seine chemischen Eigenschaften ausschlaggebend. Dies ist auch in der Technik der graphischen Künste der Fall, wo die leichte und wohlfeile Aluminiumplatte immer mehr den kostspieligen schweren Druckstein zu verdrängen scheint. 1000 Platten mittleren Formates haben ein Gewicht von etwa 600 Kilogramm und lassen sich in einigen Kästen bequem unterbringen, während die gleiche Zahl Steine 80 000 Kilogramm wiegt und zur Aufbewahrung ausgedehnte Räume erfordert; überdies entfällt der umständliche Transport von und zu den Pressen, die Bruchgefahr beim Druck, und der Preis einer Platte beträgt nur ein Siebentel von jenem des Steines. Allerdings erfordert der Plattendruck ein geübtes und geschickteres Personal, denn fettige Verunreinigungen der Platten lassen sich nicht so leicht entfernen wie vom weichen, gefügigeren Stein. Dieser Nachteil wird durch die Härte und Widerstandsfähigkeit des Materials bedingt, und gerade ihnen verdankt die Aluminiumplatte andererseits wieder ihr günstiges Verhalten beim Druck. Während Umdrucksteine nach zarten Kartenzzeichnungen schon nach 4000 bis 5000 Drucken derartig beschädigt sind, daß sie ausgewechselt werden müssen, zeigt sich die Aluminiumplatte nach dem Druck von 12 000 Exemplaren noch ganz unversehrt. Die chemischen Eigenschaften und die Oxydationsvorgänge bei dem Metall, deren Erörterung hier zu weit führen würde, bringen es mit sich, daß die Aluminiumplatte für das Umdruckverfahren zum Zweck des Aufschlagendrucks, und zwar gleichgültig, ob als Grundlage eine Metall- oder Steinform oder eine photolithographische Fettkopie dient, weit besser geeignet ist als für die direkte Herstellung von Druckformen, weil die Haltbarkeit zarter Feder- und Kreidezeichnungen stets unverlässig ist. Doch können derbere Arbeiten, besonders Tonplatten, unbesorgt auf Aluminium ausgeführt werden. Gegenwärtig sind bei dem als Musteranstalt bekannten und weitberühmten österreichischen Institut schon etwa 4000 Aluminiumplatten mittleren Formates in Benützung; die notwendigen Evidenzkorrekturen lassen sich anstandslos auf den Platten ausführen, für die Arbeiten der Photolithographie und für Tonplatten zu farbigen Karten, besonders für den Druck von Mastertönen, werden die Aluminiumplatten fast ausschließlich benützt. — Wie die „Münchener Allgemeine Zeitung“ erfährt, haben die Aluminiumplatten auch beim Topographischen Bureau des bayerischen Generalstabes Eingang gefunden und werden dort mit gleich gutem Erfolg und in immer steigendem Maße verwendet. —

Humoristisches.

— Vorahnung. „Warum woanst denn, Peter!“
„Da Wata ist wallfahrten ganga; do kummt er wieder. D'jussa hoam und haut uns.“ —

— Viel verlangt. Er (bes Nachts mit dem schreienden Rinde im Schlafzimmer auf- und ablaufend): „Kreuzlapperment, jetzt wird's mir zu dumm; wenn der Kerl nicht bald still ist, werf ich ihn ins Bett!“

Sie (im Bett liegend): „Pfui, Schäm Dich, Du Noßling! Du hast kein Mutterherz!“ —

— Der Meerkut. „O mei, Scppe, is dös a Kreuz, daß die gumma ham zu der Milliar!“

„Dös gschicht Dir ganz recht; für was hast es überall unnanander g'schriau, daß i so schön g'wachsin bi!“ —
(„Simplicissimus“.)

Notizen.

— Ernst v. Wildenbruch hat ein neues Schauspiel „König Laurin“ vollendet. Das Stück wird im nächsten Herbst an einer Berliner Bühne zur Aufführung gelangen. —

— Die Russen bringen bei ihrem Gastspiel im Lessing-Theater u. a. auch Gorkis „Kleinbürger“ zur Aufführung. —

— Theodor Gerlach's „Matteo Falcone“ geht als letzte Novität dieser Saison kurz nach den Verdspielen im Opernhause in Scene. —

— Tolstoj's Befinden hat sich wieder verschlechtert. —

— Ein Preisausschreiben von insgesamt 600 M. erläßt der Verlag der „Maler-Zeitung“ in Leipzig. Verlangt werden: 1. ein Zeitungskopf, 2. eine Gesamtanschlag-Zeichnung, 3. Entwürfe zu verschiedenen Ausrüstungen. —

— Ein Institut für chemische Technologie wird auf Kosten der Karl Zeiß-Stiftung für die Jenaer Universität geschaffen. —